

Marlen Bidwell-Steiner/Karin S. Wozonig (Hg.)

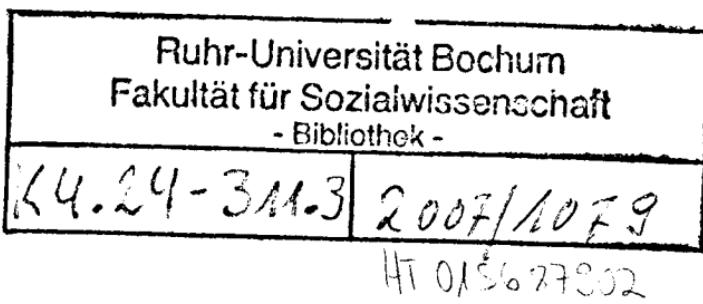
A Canon of Our Own?

Kanonkritik und Kanonbildung in den
Gender Studies

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

Die Herausgeberinnen danken folgenden Förderern für die Unterstützung: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur in Wien, Stadt Wien (MA 7).



© 2006 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlerstraße 10, A-6020 Innsbruck
e-mail: order@studienverlag.at
Internet: www.studienverlag.at

Satz: Rosa Reitsamer
Umschlag: Gabi Damm

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN-10: 3-7065-4340-0
ISBN-13: 978-3-7065-4340-8

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Karin S. Wozonig

- Dimensionen des Kanons 9

Christina Lutter

- Vorwort 15

DISZIPLINIERTER RAUM

Aleida Assmann

- Kanon und Archiv – Genderprobleme in der
Dynamik des kulturellen Gedächtnisses 20

Marlen Bidwell-Steiner

- Kanonkritik zwischen Herrschaftsraum und
geschütztem Raum 35

Ilse Müllner

- Der eine Kanon und die vielen Stimmen.
Ein feministisch-theologischer Entwurf 42

Hans-Uwe Lammel

- Hippokrates, der medizinische Kanon und die Frauen 58

Kerstin Palm

- Kanonisierungsweisen von Kanonkritik –
die Geschlechterforschung zu Naturwissenschaften
als Reflexionsmedium disziplinärer Kritikoptionen 76

Christa Binswanger

- Shakespeares Schwestern, Medusen oder „Ich ohne Geschlecht“?
Zu weiblichem Schreiben, Kanon und feministischer
Literaturwissenschaft 90

ZWISCHENRAUM

Susanne Hochreiter

- „Das offene Netz möglicher Bedeutungen“.
Queere Positionen in der Debatte über den deutschsprachigen
Literaturkanon 104

Anna Babka

- ‘In-side-out’ the Canon.
Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen
Theorien & Gendertheorien in der germanistischen
Literaturwissenschaft..... 117

Tatiana Barchunova

- A Library of Our Own?
Feminist Translations From English into Russian 133

Erzsébet Barát

- The importance of a discursal approach to
translation as an organized practice 148

Marina Blagojevic

- Canons and Contexts: Beyond fragmentation 159

Raluca Maria Popa

- Communist Women Speaking Internationally:
A Revision of the ‘East’/‘West’ Divide? 175

Karin Harrasser

- Cyberfeminismus. Träume von Modellierbarkeit 189

VERHANDELTER RAUM

Gabriele Griffin

- Women's and Gender Studies –
The Quintessential Subject in Process 202

Victoria Robinson

- Internal and External Shifts and Constraints
on Women's Studies and Gender Studies:
Implications For the 'Canon' 217

Therese Garstenauer

- The inevitability of a Canon in Women's and Gender Studies,
and what to do about it 228

Anna Temkina, Elena Zdravomyslova

- Gender and Women's Studies in Contemporary Russia 240

Veronika Wöhrer

- "Doing Feminism" and other Theoretical Interventions 254

Diana M.A. Relke

- Loose Canons: A Canadian perspective on feminist
power relations and knowledge production 266

- Die AutorInnen 275

Kerstin Palm

Kanonisierungsweisen von Kanonkritik – die Geschlechterforschung zu Naturwissen- schaften als Reflexionsmedium disziplinärer Kritikoptionen

Unter einem Fächerkanon wird bekanntlich die Gesamtheit aller Regeln methodischer und inhaltlicher Art verstanden, mit denen eine Disziplin arbeitet. Diese Regeln sind verbindlich und wer sie einhält, gilt als rechtmäßiges Mitglied einer Fachwissenschaft. Der Kanon stellt damit nicht nur ein Charakteristikum eines jeden Faches dar, sondern ist zugleich der Bewertungsmaßstab für die Zugehörigkeit einer Person zur Gemeinschaft der Fachwissenschaft, ist Instrument des Ein- und Ausschlusses dieser Person gegenüber.

Sich kritisch mit der Kanonbildung eines Faches auseinander zu setzen könnte also bedeuten, die Legitimität der bisherigen Regeln zu hinterfragen, sich in diesem Zusammenhang mit den personalen Machtverhältnissen und den ihnen zugrunde liegenden Ein- und Ausschlusskriterien zu befassen und schließlich neue Regeln vorzuschlagen oder einzufordern, die die bisherigen als ungenügend erkannten Regeln ablösen und die Machtverhältnisse in einer Disziplin ändern. Genau diese drei Ziele begleiten implizit oder explizit die Genderforschung, wenn sie die patriarchalen Normen in den Wissenschaften aufzeigt, die damit verbundenen Ausschlussmechanismen darstellt, die vor allem gegenüber Personen weiblichen Geschlechts bzw. deren angeblichen oder tatsächlichen Wissensbeständen angewendet wurden und immer noch werden, und schlussendlich ganz neue Regeln und damit verbundene neue Perspektiven und Forschungsergebnisse formuliert. Insgesamt sollten sich auf diese Weise die Wissensbestände in den Wissenschaften in Richtung auf geschlechtergerechtere Methoden und Inhalte hin ändern.

Eine kritische Bestandsaufnahme der Erfolge der Genderforschung in Bezug auf Kanonkritik könnte nun so aussehen, dass die Integration und Wirksamkeit der Ergebnisse der Genderforschung in einem Fach betrachtet werden und zugleich der möglicherweise dadurch revidierte und reformierte Fachkanon wiederum einer erneuten wissenschaftskritischen Revision

unterzogen wird. Während dieses Vorhaben für die sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächer ganz gut gelingt, muss es in Bezug auf die Naturwissenschaften jedoch zunächst erfolglos bleiben, weil nämlich im Rahmen dieses Fächerbereichs gar keine Genderforschung betrieben wird und damit auch keine Erfolgsbilanz möglich ist. Diese ausgeprägte Genderabstinenz der Naturwissenschaften ist nun nicht, wie oft angenommen, einer besonders hartnäckigen Ignoranz dem Genderthema gegenüber geschuldet, sondern als Konsequenz einer tief greifenden methodologischen Differenz zwischen den Sozial- und Kulturwissenschaften einerseits und den Naturwissenschaften andererseits zu begreifen. Aufgrund dieser Differenz ist es den Naturwissenschaften nicht möglich, die Kategorie Gender mit einem fächereigenen Zugriff zu erfassen, sie für sich produktiv zu machen und sich auf dieser Grundlage von innen heraus kanonverändernd zu reformieren.

Ich möchte im Folgenden vor dem Hintergrund dieser noch näher zu erläuternden Differenz einige Überlegungen dazu anstellen, welche Möglichkeiten einer Kanonkritik es überhaupt in Bezug auf die Naturwissenschaften geben könnte. Dabei erscheint es mir wegweisend, nicht von Genderforschung, sondern von Geschlechterforschung (vgl. diese Wortwahl auch schon im Titel) auszugehen und diese in Gender- und in Sex-Forschung einzuteilen. Mit dieser Differenzierung kann nämlich allererst herausgearbeitet werden, welche unterschiedlichen Zugriffe die Fächer in Abhängigkeit von ihrer fachspezifischen Methodologie jeweils auf „Geschlecht“ haben und warum die Kategorie Gender naturwissenschaftlich nicht fassbar ist. Über die Kategorie *Sex* lässt sich dann eine weitere Zugriffsebene auf Geschlecht aufschlüsseln, die nicht nur ungewohnt kritische, sondern für die Naturwissenschaften auch kanonverändernde Dimensionen in sich birgt. Insgesamt kann über die Frage nach dem Verhältnis von Geschlechterforschung und Naturwissenschaften exemplarisch deutlich gemacht werden, dass die Akzeptanz und Etablierung von Kanonkritik in einer Disziplin von deren disziplinärer Ausrichtung abhängig ist. Zugespitzt formuliert ergibt sich hier also das (scheinbare) Paradox, dass nur eine in einem disziplinspezifischen Kanon verankerte Kanonkritik über diesen hinausweisen und kanonverändernd wirksam werden kann.

Genderforschung zu Naturwissenschaften – ganz ohne Wirkungsbereich?

Das inzwischen sehr gut ausgebauten Forschungsfeld der Genderforschung zu Naturwissenschaften wird oft in Abhängigkeit vom Forschungsgegenstand heuristisch in drei unterschiedliche Bereiche eingeteilt (vgl. Schiebinger 1987; Keller 1995; Scheich/Orland 1995; Palm 2003), deren Ergebnisse aber untereinander häufig verbunden sind.

Der erste Bereich, „Women in Science“, umfasst Untersuchungen, die sich mit dem Geschlechterverhältnis in den naturwissenschaftlichen Fächern beschäftigen und die Hintergründe für die meistens recht geringe Präsenz von Frauen in den Naturwissenschaften ermitteln wollen. Hier werden vor allem die institutionellen, historisch wechselnden Bedingungen der Naturwissenschaften von ihren Anfängen bis heute in den Blick genommen und in Beziehung gesetzt zu gesellschaftlichen Geschlechterrollenzuweisungen. So konnte z. B. Londa Schiebinger zeigen, dass mit dem Aufkommen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im 18. Jahrhundert und der Maskulinisierung der öffentlichen Sphäre, insbesondere der naturwissenschaftlichen Tätigkeit, Frauen aus den Naturwissenschaften ausgeschlossen wurden – sie waren vorher noch in recht großem Maße in der Naturforschung tätig. Die unterstellte Unfähigkeit, naturwissenschaftlich zu denken, wurde dabei, wie Schiebinger ausführlich darstellt, durch die Naturwissenschaften selbst wissenschaftlich untermauert (Schiebinger 1993). Darüber hinaus ist die Biographieforschung dem Bereich „Women in Science“ zugeordnet, welche die in der offiziellen Geschichtsschreibung vormals nicht genannten Naturwissenschaftlerinnen mit ihren Forschungsleistungen sichtbar macht und damit ein *Umschreiben* der bislang fast ausschließlich auf männliche Akteure bezogenen Naturwissenschaftsgeschichte zu erreichen versucht.

Der zweite Bereich wird als „Science of Gender“ bezeichnet und kennzeichnet Studien, die sich genauer mit der eben genannten Teilhabe der Naturwissenschaften an den essentialistischen Eigenschaftszuschreibungen zu den Geschlechtern befassen. Gegenstand dieser Untersuchungen sind vor allem die Inhalte und Methoden der Naturwissenschaften, also ihre Gegenstandswahl, ihre experimentelle Praxis der Datenerhebung und -aufbereitung sowie ihre Argumentationsweisen und Arten der Schlussfolgerungen. Mit der Dokumentation sexistischer bzw. androzentrischer Darstellungen der Geschlechter, insbesondere in den Lebenswissenschaften, aber inzwischen auch vereinzelt in den chemischen und physikalischen

Wissenschaften, wird zugleich eine umfassende Kritik an dem Selbstverständnis der Naturwissenschaften als eines vorgeblich objektiven und wertfreien Wissenschaftsbereiches formuliert. So konnten z. B. verschiedene Studien über die Physik um 1900 aufzeigen, dass dort mit thermodynamischen Theorien Argumente gegen die zur Debatte stehende Zulassung von Frauen zum Studium begründet wurden. Frauen seien deshalb nicht zum Studieren geeignet, weil die gesamte Energie des weiblichen Körpers von den Fortpflanzungsvorgängen aufgezehrt würde, sodass keine Energie mehr zum Denken bleibe, betonten einige Physiker dieser Zeit – dennoch versuchte Bildungsberührungen schadeten umgekehrt sogar aus energetischen Gründen dem Frauenkörper und letztlich der menschlichen Gattung, weil damit wiederum der Reproduktion die nötige Energie streitig gemacht würde (vgl. z. B. Heinsohn 2003).

Der dritte Bereich, als „Gender in Science“ bezeichnet, umfasst schließlich Forschungsansätze, die auf eine Untersuchung geschlechtsspezifischer *Strukturen* der Erkenntnisinhalte bzw. des Erkenntnisprozesses selbst zielen. Während also zum einen die naturwissenschaftlichen Theorien auf Narrationsstrukturen oder Denkmuster durchgesehen werden, die in Korrespondenz mit der Geschlechterordnung stehen können, sind in anderen Studien dieses Bereiches die mit Geschlechtercodierungen aufgeladenen Vorstellungen von der Beziehung zwischen dem Erkenntnissubjekt und dem zu erkennenden Objekt im Fokus des Interesses. In diesen Bereich fallen beispielsweise psychologische oder historische Studien, die der Frage nachgegangen sind, warum Objektivität, Wertfreiheit und Emotionslosigkeit jahrhundertelang mit Männlichkeit konnotiert wurden und einen so großen Stellenwert im naturwissenschaftlichen Arbeiten einnehmen.

Dieses sehr heterogene Forschungsfeld der Genderforschung zu Naturwissenschaften bedient sich sehr unterschiedlicher theoretischer und methodischer Perspektiven und Kenntnisse, um den Erkenntnisansprüchen dieser drei vorgestellten Bereiche zu entsprechen. Im ersten Bereich, Women in Science (der Studien zu Naturwissenschaft als Beruf und Institution enthält), werden vor allem berufs- und institutionensoziologische, psychologische, erziehungswissenschaftliche und sozialhistorische Theorie- und Methodenelemente verwendet, während der zweite Bereich, Science of Gender (der Studien zu Naturwissenschaft als Forschungspraxis und Wissen generierendem Bereich enthält), eine gute Kenntnis naturwissenschaftlicher Methoden und Theorien als *Objekte* der Forschung voraussetzt, die dann durch wissenschaftstheoretische sowie sprach- und diskursanalytische Perspektiven beleuchtet werden. Im dritten Bereich, Gender in

Science (Studien zu Naturwissenschaft als Erkenntnisstruktur und Erkenntnisprozess), kommen schließlich vorwiegend sprachtheoretische, narrationsanalytische, diskursanalytische, psychoanalytische und erkenntnistheoretische Analyseelemente zum Tragen.

Auffällig an dieser Auflistung ist die Abwesenheit von Methoden und Theorien der Naturwissenschaften selbst als Analyseinstrumente, also nicht etwa Laborexperimente oder naturwissenschaftliche Messungen kommen hier zum Einsatz und auch keine naturwissenschaftlichen Theorien – diese treten höchstens als *Gegenstand*, als *Objekt* von Untersuchungen in Erscheinung. Damit wird deutlich, dass die Genderforschung zu Naturwissenschaften aufgrund ihrer sozial- und kulturwissenschaftlichen Methoden und Theorien durchaus nicht zum methodischen und theoretischen Kanon der Naturwissenschaften gehört und dort daher weder betrieben noch rezipiert wird. Will ein/e Naturwissenschaftler/in also Genderforschung zu Naturwissenschaften betreiben, muss er oder sie disziplinär auswandern, ihr kanonisches Umfeld wechseln. So sind, um nur wenige Beispiele zu nennen, die Biologinnen Evelyn Fox Keller und Donna Haraway in die Wissenschaftsgeschichte gewechselt, die Physikerin Elvira Scheich hat sich in der Soziologie angesiedelt und die Autorin des vorliegenden Textes, vormals Biologin, arbeitet heute in der Kulturwissenschaft.

Anders als in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächern¹ also, in denen die Genderforschung mit den eigenen Mitteln des Faches betrieben werden kann, z. B. die Philosophie mit philosophischen Mitteln, die Musikwissenschaft mit musikwissenschaftlichen Mitteln usw., kann der Kanon der Naturwissenschaften durch die Genderforschung zu Naturwissenschaften nicht mit den eigenen Mitteln von innen heraus umgestaltet werden. Dadurch, dass die Genderforschung nicht einmal ein wenig, sondern überhaupt nicht zum Kanon der Naturwissenschaften gehört, ist dieser Kanon der Naturwissenschaften von der Genderforschung bisher nahezu unberührt geblieben.

Gleichwohl wirkt die Genderforschung zu Naturwissenschaften kanonverändernd, nämlich in den Fachkanones, in denen sie formuliert wird, in den kultur- und sozialwissenschaftlichen Fächern. Dort haben sich spürbare

¹ Auch in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächern werden bekanntlich durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit der Fächer im Rahmen der Gender Studies häufig Erweiterungen des eigenen Methoden- und Theorienkanons vorgenommen – anders als in den Naturwissenschaften kann hier aber mit diesen Veränderungsmaßnahmen zunächst am eigenen Kanon angeknüpft werden. Der naturwissenschaftliche Kanon eignet sich dazu nicht, wie im Folgenden noch dargestellt wird.

Änderungen in den Fragestellungen und Inhalten ergeben. So integrieren Untersuchungen zur Geschichte der Naturwissenschaften zusehends die Genderkategorie in ihre Forschungsperspektive und erhalten auf diese Weise ganz andere Darstellungen sowohl des Personalbestandes als auch der geschlechterkonstituierenden Inhalte der Naturwissenschaften. In den Erziehungswissenschaften wird zunehmend Bezug genommen auf diskriminierende Lehrinhalte und didaktische Methoden im naturwissenschaftlichen und Mathematikunterricht – damit werden z. B. die Hintergründe der unterschiedlichen Motivationen von Jungen und Mädchen in diesen Fächern aufgeschlüsselt, die neben anderen Faktoren zur geschlechtsspezifischen Berufswahl führen. Wissenssoziologische Fragestellungen in den Sozialwissenschaften berücksichtigen immer häufiger die Geschlechterordnung als Kontext naturwissenschaftlicher Theorien und Modelle. In der Kulturwissenschaft werden Körpervorstellungen der Medizin und Biologie zunehmend auf ihren Bezug zur Geschlechterkonstruktion hin befragt. Es ließen sich noch unzählige weitere Beispiele anführen, die zeigen, dass die Integration der Kategorie Gender in die naturwissenschaftsreflektierenden Bereiche zu einer Erweiterung und zugleich Differenzierung von Forschungsergebnissen geführt und deren methodischen und inhaltlichen Kanon entscheidend verändert hat. Obwohl die Genderforschung zu Naturwissenschaften in maßgeblicher Weise gerade den Kanon der Naturwissenschaften kritisiert, indem sie viele Methoden und Inhalte als sexistisch bzw. androzentrisch entlarvt, hat im Gegensatz zu den Sozial- und Kulturwissenschaften diese Kritik aufgrund der eben dargestellten methodischen Differenz bisher nur wenig Wirkung.

Das Problem der Unerreichbarkeit der Naturwissenschaften durch die Genderforschung ist dabei grundsätzlicher Provenienz und kann nicht etwa durch eine „passendere“ Genderforschung zu Naturwissenschaften überwunden werden. Dies liegt in der Kategorie Gender selbst begründet, die – das wird häufig übersehen – selbst ein disziplinspezifisches Konzept ist (vgl. dazu ausführlich Palm 2004). Obwohl sie im Grunde als fächerübergreifend einsetzbar gilt, ist sie zugleich fächergruppenspezifisch konzipiert, nämlich als eine sozial- bzw. kulturwissenschaftliche Kategorie, die eine historisch kontingente, soziale und kulturelle Organisationsform von Geschlechterdifferenz bezeichnet. Diese Geschlechterdifferenz sei – im Rahmen der auf ein Sex-Gender-System bezogenen Theoriebildung der 1970er und 80er Jahre – den körperlichen Differenzen willkürlich und in ideologischer Absicht übergestülpt worden bzw. würde – im Sinne der Theoriebildung nach dem linguistic turn in den 1990er Jahren – durch

machtabhängige diskursiv bzw. performativ hervorgebrachte Materialisierungen in Erscheinung treten. Soweit die Naturwissenschaften Geschlecht überhaupt thematisieren, betrachten sie hingegen nicht Gender, sondern vielmehr ihrer eigenen Fachperspektive gemäß die körperliche Geschlechtsausprägung, Sex, und zwar in klassischer „prä-linguistic-turn“-Weise, d. h. als biologisch klar beschreibbare und sozial bzw. kulturell neutrale Instanz.

Diese unterschiedlichen Bezugspunkte der Forschung – Sex im „klassischen“ Sinn einerseits und Gender in seinen verschiedenen Theoretisierungen andererseits – spiegeln völlig unterschiedliche Erkenntnisansprüche der Fachgebiete wider und schlagen sich entsprechend in äußerst unterschiedlichen Zugriffen auf den geschlechtlich markierten Körper nieder. Den naturwissenschaftlich ausgerichteten „Körperwissenschaften“, vor allem also Biologie, geht es um eine Aufklärung der Struktur und Funktionsweise von Körpern mit dem Ziel, ein handlungsleitendes Verfügungswissen zu erlangen. Hier ist der *Körper selbst* das Objekt der Forschung. Für die Genderforschung hingegen ist das *Wissen über den Körper* das Objekt ihrer Forschung, dessen Herstellungsprozesse sie in Bezug auf vorherrschende Machtverhältnisse untersucht. Sie bewegt sich in Bezug auf die naturwissenschaftlichen Körperwissenschaften also auf der Metaebene des Wissens. Der verbreiteten Vorstellung, Biologie und Gender Studies hätten über den Forschungsbezug auf den Körper einen gemeinsamen Gegenstand gefunden, muss aufgrund dieser methodologischen Differenzen daher nachdrücklich widersprochen werden.

Kritische Sex-Forschung der Naturwissenschaften – die kanonverändernde Kritikoption

Wenn die Kategorie Gender in den Naturwissenschaften offenbar gar nicht zur Anwendung kommen kann, weil sie ein disziplinenbezogenes Konzept der Sozial- und Kulturwissenschaften und nicht etwa disziplinenübergreifend einsetzbar ist, muss ein kritischer Eingriff in den naturwissenschaftlichen Kanon wohl an ein anderes Konzept anknüpfen. Tatsächlich besteht in der Biologie selbst seit den 1970er Jahren eine kritische Geschlechterforschung, welche die Möglichkeiten sondiert, im Rahmen des empirisch-analytischen Forschungsparadigmas der Naturwissenschaften Einsprüche gegen sexistische und androzentrische Deutungsperspektiven der Geschlechterdifferenz zu erheben. Die sie durchführenden Naturwissenschaft-

lerInnen arbeiten aus den eben erläuterten Gründen nicht mit der Kategorie Gender, sondern beziehen sich vielmehr auf die Sex-Ebene, die sie inhaltlich neu auszugestalten versuchen, indem sie auf geschlechterideologische Verzerrungen der bis dahin gültigen biologischen Körperauslegungen hinweisen und andere weniger ideologische Auslegungen dagegenzusetzen versuchen (vgl. z. B. Hubbard/Henifin/Fried 1979; Bleier 1984; Gowaty 1997; Fausto-Sterling 2000; Quaiser-Pohl/Jordan 2004; kommentierte Beispiele außerdem in Palm 2004).

Diese „kritische Sex-Forschung“ eignet sich damit die Definitionsmacht für biologische Theorien an und bewegt sich *in* einem Theorienfeld, das von der Genderforschung bisher entweder als irrelevant angesehen oder in Bezug auf ihre essentialisierenden Effekte *metatheoretisch* analysiert bzw. kritisiert wurde, nämlich im Zentrum essentialistischer Körperbestimmungen. Um einen Einblick in deren Arbeitsweise zu vermitteln, soll exemplarisch für eine solche veränderte Auffassung von geschlechtlich markierten Körpern das von vielen feministischen BiologInnen aufgegriffene Embodiment-Konzept vorgestellt werden. Dieses Konzept schlägt vor, die individuellen Körperlichkeiten als Ergebnis eines unentwirrbaren Komplexes sich gegenseitig zugleich befördernder, beschränkender und bedingen der biologischer *und* sozialer Ursachen anzusehen, sodass schon der Versuch einer analytischen Trennung von natürlichen und gesellschaftlichen Einflüssen nicht möglich sei, da körperliche Strukturen immer durch das Zusammenspiel von körpereigenen Prozessen und aktivem Gebrauch geformt würden. Vor diesem Hintergrund führten soziale und kulturelle Körperpraktiken im Rahmen einer hohen physiologischen und anatomischen Plastizität zu verschiedenen körperlichen Ausprägungen, die damit den soziokulturellen Kontext *verkörpern* würden und weder als monokausal bestimmt noch als unveränderlich anzusehen seien. Der Embodiment-Ansatz hat also für die biologische Forschung und Theoriebildung zur Konsequenz – und das ist hochrelevant für die Veränderung des biologischen Kanons –, dass die Ursache für ein körperliches Merkmal nicht mehr allein in rein körperinternen, physiologischen Prozessen gesucht werden kann, beispielsweise in genetischen oder hormonellen Vorgängen, sondern die gesellschaftlich abverlangten identitätsspezifischen Körpergestaltungen und -prägungen in die Kausalanalyse der Biologie mit aufgenommen werden müssen. Geschlechtsspezifische Gehirnstrukturen und Aktivierungsmuster oder auch kognitive Fähigkeiten beispielsweise gelten im Rahmen dieses Ansatzes als Ergebnis wechselseitig aufeinander einwirkender Einflüsse der geschlechtsspezifischen Sozialisation bzw. Identitäts-

zuweisung einerseits und der Wachstums- und Differenzierungsprozesse des Gehirns andererseits, die in der Kindheits-, Jugend- und Erwachsenenphase wiederum in unterschiedlicher Weise auf Kontexteinwirkungen reagieren. Empirisch ermittelte Gehirnmerkmale stellen aus dieser Perspektive also keine Manifestationen einer geschlechterdifferenten Natur dar, sondern bieten vielmehr eine Momentaufnahme in einer komplexen Entwicklungsdynamik, die ebenso in ihrem bisherigen multikausalen Ge-wordensein wie in ihrer zukünftigen Veränderbarkeit betrachtet werden müssen.

Vermittlungen zwischen Naturwissenschaften und Gender Studies – ist ein transdisziplinärer Kanon möglich?

Auf den ersten Blick scheint diese Embodiment-Perspektive mit der Sex-Gender-Diskussion der Genderforschung zu korrespondieren, weil Geschlechtlichkeit hier ebenfalls in eine biologische und eine gesellschaftliche Seite differenziert wird. Von daher mag es erstaunen, dass das Sex-Gender-System keine Scharnierfunktion für einen Dialog zwischen den Disziplinen einnehmen und letztlich die Gender Studies in die Biologie integrieren konnte. Auf den zweiten Blick wird jedoch deutlich, dass mit dem biologischen Embodiment-Ansatz ein ganz anderes Sex-Verständnis formuliert wird als das in den Sozial- und Kulturwissenschaften diskutierte.

Während nämlich die Sex-Gender-Debatte in den Sozial- und Kulturwissenschaften der 1970er und 80er Jahre (also vor dem linguistic turn) den geschlechtlichen Körper, *Sex*, als *unveränderliches, kontextunabhängiges* biologisches Faktum ansah, der als ideologischer Vorwand für gesellschaftliche Positionszuweisungen eingesetzt wird, aber tatsächlich als gesellschaftlich irrelevant einzustufen ist, nimmt die feministische Biologiekritik den geschlechtlichen Körper zwar ebenfalls im klassischen Sinne von *Sex* als biologisches Faktum in den Fokus ihrer Untersuchung, betrachtet diesen nun aber *kontextbezogen* und sieht ihn als *variabel* an – und begreift ihn schließlich auch wiederum als materielle Basis geschlechtlicher Identität.

An den *Sex*-Begriff der Genderforschung der ausgehenden 1980er Jahre gibt es schließlich für die auf die Ermittlung *kausaler* Hintergründe *körperlicher* Sachverhalte abhebende Körpervorstellung der kritischen Sex-Forschung gar keinen Anknüpfungspunkt mehr. Denn mit dem historisch aus der Kritik an der Sex-Gender-Unterscheidung hervorgegangenen *Sex*-Begriff, wie er unter dem Einfluss des linguistic turn und Foucaults

Körpergeschichtsschreibung in den Sozial- und Kulturwissenschaften formuliert wurde, wird nun sogar die einfache faktische Gegebenheit des biologischen Körpers verworfen und es werden auch biologische Körperauffassungen als Interpretation und Ergebnis symbolischer Zuweisungsprozesse gewertet. *Sex* steht nun für eine Version einer bestimmten Genderauffassung, welche Geschlecht als verkörpert und biologisch fixiert ausgibt. Mit anderen Worten: *Sex* ist hier so etwas wie eine gegenderte Körperontologie, die die Illusion eines vordiskursiven Körpers erzeugt und zugleich den Vorgang der Ontologisierung verbirgt. Dabei könnte die Quelle der Bedeutung von Körpern nicht kausal erschlossen, sondern allenfalls die diskursiven und strukturellen Ermöglichungsbedingungen von Körperauffassungen retrospektiv rekonstruiert und ihr Machteffekt analysiert werden. Vor diesem Hintergrund möchte ich abschließend diskutieren, ob es angesichts dieser tief greifenden Differenzen zwischen den Naturwissenschaften und der Genderforschung überhaupt zu einem fachlichen Austausch kommen kann, der möglicherweise noch anders als in der bisher diskutierten kanoninternen Weise zu Kanonveränderungen führen kann.

Die Voraussetzung für einen fächerübergreifenden Dialog zwischen Fächern mit sehr unterschiedlichen Kanones wäre meines Erachtens, von einer nicht aufeinander reduzierbaren Differenz der Disziplinen und Wissenschaftskulturen auszugehen und von da aus einen Verständigungsprozess anzustreben.

Auf diese Weise könnten einerseits die Möglichkeiten und Grenzen sowie mögliche kritische Potentiale der geschlechterbezogenen Ansätze *innerhalb* der Fächer in den Blick geraten, sei es nun die Gender- oder die *Sex*-Forschung. Andererseits könnten die unterschiedlichen fächergebundenen Ziele von Forschung bzw. der Erkenntnisgewinn aus der inneren Logik der Fächer erklärt und ihr disziplinenspezifischer strategischer Wert erläutert werden. Denn unterschiedliche Disziplinen haben aufgrund unterschiedlicher methodologischer Paradigmata – wie erläutert – unterschiedliche Zugänge zum Geschlechterthema und erfordern daher unterschiedliche Strategien der Wissenschafts- und Konzeptkritik. Mit dieser Perspektive lassen sich Naturwissenschaften und Gender Studies sicherlich nicht „harmonisieren“, wie es oft versucht wird – dies ist meines Erachtens aufgrund der epistemologischen Differenz gerade nicht möglich –, aber sie lassen sich, und das möchte ich hier als methodische Perspektive vorschlagen und zur Diskussion stellen, aufeinander beziehen und in einen reflektierten Austausch miteinander bringen, der die Kanones beider Seiten in Bewegung bringen könnte.

Wie könnte z. B. ein sinnvoller und kanonreflektierter Austausch zwischen der Genderforschung der Sozial- und Kulturwissenschaften und der kritischen Sex-Forschung der Biologie stattfinden? Mein Vorschlag lautet: In dem die Genderforschung und die Sex-Forschung als nicht gegenseitig austauschbare oder sogar ersetzbare disziplinspezifische Dimensionen der Geschlechterforschung begriffen werden und in ihren jeweiligen Arbeitsweisen, Potentialen und Ergebnissen reflektiert und aufeinander bezogen werden. Dies soll abschließend anhand einer vereinfachten Liste vorgeführt werden, die zugleich eine Zusammenfassung der epistemologischen Charakteristika von Gender- und Sex-Forschung darstellt:

1. Dimension der Geschlechterforschung:

Sex-Forschung, empirische Ebene der Biologie

Ziel	- erkundet <i>Faktizitäten</i> (Strukturen und Prozesse des Körpers)
Methode	erlangt diese Fakten innerhalb eines etablierten empirischen <i>Regelsystems</i>
Reflexionsperspektive	- normativ-konstruierend und essentialistisch (<i>legt fest, wie Körper sind</i>)
Potentiale	<ul style="list-style-type: none">- stellt Verfügungswissen über die materielle Welt bereit und damit <i>eine Grundlage für einen praktischen Umgang mit und einen Zugriff auf den Körper</i>- Die <i>kritische Sex-Forschung</i> hat hier die Möglichkeit der <i>Intervention</i> in bestehende essentialistische Behauptungen über den Körper, d. h. des <i>Umschreibens</i> bestehender naturwissenschaftlicher Inhalte und damit verknüpft auch der Veränderung bestehender praktischer Zugriffe. Dabei kann sie die Genderforschung über die biologischen Sichtweisen und methodischen Möglichkeiten informieren und umgekehrt die metatheoretischen Ergebnisse der Genderforschung als Orientierung nutzen.- <i>wirkt auf den Kanon der Biologie ein</i>

2. Dimension der Geschlechterforschung:

Gender-Forschung zu Naturwissenschaften, sozial- und kulturwissenschaftliche Metabene der Biologie

Ziel	<ul style="list-style-type: none">- erkundet <i>Plausibilisierungsprozesse</i> der empirischen Ebene (essentialistische Vorannahmen und epistemologische Voraussetzungen des empirischen Regelsystems und der symbolischen Repräsentation des Körpers)
Methode	<ul style="list-style-type: none">- arbeitet <i>metakritisch</i> mit kultur- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen
Reflexionsperspektive	<ul style="list-style-type: none">- dekonstruktiv bzw. denaturalisierend und meta-reflexiv (stellt dar, wie Körper <i>gedeutet werden</i> und durch welche machtvollen Prozesse diese Sichtweise <i>generiert wird</i>)
Potentiale	<ul style="list-style-type: none">- Diese Ebene der <i>Genderforschung</i> stellt eine Grundlage für eine kritische <i>Reflexion</i> des KörpERVERSTÄNDNISSES und Einsichten in dessen Herstellungsprozesse bereit, damit die kritische <i>Sex-Forschung</i> weder dogmatisch wird (d. h. behauptet, ihre Erklärungen seien einfach wahr/richtig/ völlig plausibel) noch epistemologisch naiv (d. h. behauptet, ihre Forschungsergebnisse repräsentierten ganz einfach Natur und unterlagen selbst keinem Herstellungsprozess). Sie kann moralisch und politisch die Interventionen der kritischen <i>Sex-Forschung</i> beurteilen, kritisieren und beraten und bezieht zugleich umgekehrt aus dieser empirische Impulse und Korrektive für ihre eigene Auffassung von naturwissenschaftlichen Erkenntnisoptionen.- <i>wirkt auf die Kanones der Sozial- und Kulturwissenschaften ein</i>

Die Genderforschung kann und will aufgrund ihres methodologischen Selbstverständnisses nichts über die Beschaffenheit des Körpers aussagen – das überlässt sie weiterhin der Biologie. Sie kann aber wichtiges Metawissen zur Verfügung stellen, um naturwissenschaftliche Forschung zu reflektieren und könnte damit den Kanon der kritischen Sex-Forschung

beeinflussen. Umgekehrt kann die kritische Sex-Forschung der Genderforschung die neuesten Ergebnisse der Biologie erläutern und durch ihre empirischen Ergebnisse immer wieder zu neuen Reflexionsprozessen herausfordern.

Mit diesem sehr anspruchsvollen Austausch über die Fächergrenzen hinweg könnte tatsächlich ein transdisziplinärer Kanon aufgebaut werden – aufgrund des schwierigen Vermittlungsprozesses und nicht zuletzt der hohen Anforderungen an eine respektvolle Haltung epistemologischer Differenzen und Reflektionsebenen gegenüber steht dieses Unterfangen allerdings noch am Anfang.

Literatur

- Bleier, Ruth (1984): *Science and gender. A critique of biology and its theories on women*. Oxford, New York: Pergamon Press.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the body. Gender politics and the construction of sexuality*. New York: Basic Books.
- Gowaty, Patricia (Hg.) (1997): *Feminism and evolutionary biology. Boundaries, Intersections, and Frontiers*. New York: International Thomson Publishing.
- Heinsohn, Dorit (2003): *Physikalisches Wissen im Geschlechterdiskurs. Thermodynamik und Frauenstudium um 1900*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Hubbard, Ruth, Mary Sue Henifin und Barbara Fried (Hg.) (1979): *Women look at Biology looking at Women: A collection of feminist critique*. Boston: Schenkman Publishing Co.
- Keller, Evelyn Fox (1995): Origin, history, and politics of the subject called „Gender and Science“. A first person account. In: Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen und Trevor Pinch (Hg.): *Handbook of Science and Technology Studies*. Thousand Oaks u. a.: Sage Publications. S. 80–94.
- Palm, Kerstin (2003): Trans-diszipliniert und doppelt versiert – feministische Naturwissenschaftsforschung im Spannungsfeld verschiedener Wissenschaftskulturen. In: Kathrin Heinz und Barbara Thiessen (Hg.): *Feministische Forschung – Nachhaltige Einsprüche*. Opladen: Leske und Budrich. S. 61–74.
- Palm, Kerstin (2004): Gender – eine unbekannte Kategorie in den Naturwissenschaften? In: Therese Frey Steffen, Caroline Rosenthal und Anke Väth (Hg.): *Gender Studies – Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 97–110.

- Quaiser-Pohl, Claudia und Kirsten Jordan (2004): *Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben. Über Schwächen, die gar keine sind – Eine Antwort auf A. & B. Pease*. München: C.H. Beck.
- Scheich, Elvira und Barbara Orland (Hg.) (1995): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schiebinger, Londa (1987): The History and Philosophy of Women in Science. A Review Essay. In : *Signs*. 12. S. 305–332.
- Schiebinger, Londa (1993): *Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.